



In jeder Hölle ein Stück Himmel

13 Jahre in Kriegs- und Krisengebieten

Karin Hofmann

LOKWORT

wenn nötig humanitäre Hilfe zu leisten. Wie genau, davon haben wir keine Ahnung und wir vertrauen darauf, dass Wissam weiss, was zu tun ist. Zum Glück haben wir ihn.

Da die Kämpfe die Strasse nach Jerusalem versperren, müssen wir über Nacht in Nablus bleiben. Das Büro ist aber nicht eingerichtet, um darin zu übernachten. Wir haben kein Warmwasser, nichts zu essen und weder Radio noch Fernseher. Während der Rest der Welt per Satellitenschüssel über die Lage in Nablus informiert wird, sitzen wir mittendrin und haben keine Ahnung, was vor unserem Fenster vor sich geht. Der Schall der einschlagenden Kugeln zwischen den Häusern ist ohrenbetäubend. Am Anfang stehen wir am Fenster und sehen fasziniert den roten Leuchtspuren der Kugeln nach, die vor unserem Fenster hindurchsauen. Es ist so spannend wie im Kino. Wir sind so naiv und unerfahren, dass wir nicht einmal Angst haben. Erst als die Schüsse nicht weit von uns einschlagen, schauen wir uns erstaunt an und begreifen endlich, dass wir uns mitten in der Kampfzone befinden. Nicht im Kino, sondern im wirklichen Leben. Eiligst schleppen wir die Matratzen in den Korridor, die wir soeben unter dem Fenster platziert hatten, weil uns dort die Luftzufuhr am besten schien.

Zur Sicherheit begeben wir uns in das fensterlose Badezimmer. Ich schnappe mir im Vorbeirennen die IKRK-Überlebensbibel «Staying alive» und Jamila nimmt etwas zu essen mit. Gemeinsam sitzen wir auf dem kalten Steinboden des Badezimmers. Während ich die Passage über Bombardierungen vorlese, mampft Jamila die Reste des Abendessens. Wissam ruft an und sagt: «Karin, Jamila, ihr seid in Deckung, oder?»

Wir bejahen, blicken uns an und grinsen. Wir versichern ihm, dass wir vorsichtig sind, und wünschen ihm eine gute Nacht.

«Steht da was drin, wann wir wieder rauskönnen?», erkundigt sich Jamila nach einer Weile. Ich schüttele den Kopf. Der Abfluss der Dusche stinkt und es wird langsam ungemütlich in dem kleinen Raum. Als die Schiesserei abklingt, wagen wir uns hinaus. Es ist ruhig geworden. Alles sieht aus wie vorher, ausser dass vom Berg des Übels ein grelles Licht in unser Büro scheint. Wir öffnen das Fenster und werweissen, was das sein mag, als es kracht und wir eine Druckwelle spüren. Schreiend hechten wir zurück ins Badezimmer. Ein Panzer ist es. Und zwar einer, der schießt.

Mit der Zeit werden auch wir Bernerinnen lernen, wie man sich im Krieg verhalten muss, um zu überleben.

Da die Kämpfe auch am nächsten Tag anhalten, richten wir zwei Büros zu Gästezimmern um. Doch als die Schiesserei nachts wieder losgeht, schleiche ich zu Jamila ins Zimmer und wir schlafen fortan beide in einem Zimmer. Zum Schlafen kommen wir aber nicht wirklich, denn das Telefon klingelt die ganze Nacht durch pausenlos. In gebrochenem Arabisch versuchen wir herauszufinden, wer was von uns will. Wir sind Anlaufstelle für alles, was irgendwie im Entferntesten mit dem Konflikt zu tun hat: gekidnappte Taxichauffeure, gekappte Wasserleitungen, zerstörte Wohnungen, gestohlener Privatbesitz, bedrohte, verletzte und ermordete Personen, im Olivenhain gefundene Leichen ohne Kopf und Extremitäten. Wegen der vielen abgeriegelten Strassen verlangen die Menschen aber in erster Linie von uns, dass wir alles Mögliche von A nach B transportieren: Verletzte in

Spitäler, Witwen zu Beerdigungen, verloren gegangene Babys zu ihren Müttern, Medikamente zu Ärzten und entlassene Häftlinge zu ihren Familien. Vor allem blockierte Schwangere vor den Strassensperren halten uns nachts wach. Die ganze Region und die einzelnen Städte sind rigoros abgesperrt, es gibt kaum mehr ein Durchkommen in die Städte, vor allem nicht nachts. Doch die Babys mögen nicht bis Tagesanbruch warten, in den umliegenden Dörfern gibt es keine medizinische Versorgung, und so verhandeln wir mit dem israelischen Verbindungsmann der Armee die Durchfahrt der Ambulanzen in die Stadt. Irgendwann gegen Morgen schlafen wir wieder ein, nur wenige Stunden bevor Wissam und die Sekretärinnen im Büro stehen und der neue Tag beginnt.

Die nächsten Tage über besuchen wir Spitäler, Privathäuser und die Plätze der nächtlichen Gefechte und leiten an unser Büro in Jerusalem weiter, wie viele Medikamente und Hilfsgüter wir benötigen, um die Krankenhäuser zu unterstützen, die täglich von Verletzten und Toten überschwemmt werden. Nach einer solchen Erkundigungstour bricht Nico, der junge Übersetzer, plötzlich in Schluchzen aus. Er hält am Strassenrand still und steigt aus. Schweigend übernimmt Wissam das Steuer und wir fahren weiter. Niemand sagt ein Wort. Wir fühlen uns ohnmächtig der Gewalt gegenüber, die so plötzlich über die Menschen hereingefallen ist. Nur für Wissam ist die Situation nicht neu. Die erste Intifada liegt nur einige Jahre zurück. Er kennt das alles. Die Gewalt, die Angst, der Tod naher Menschen. Für uns ist alles neu, überwältigend und unverständlich. Es ist schwierig, damit fertigzuwerden.

Die Lage eskaliert

Jeden Tag aufs Neue toben die Kämpfe in den Strassen. Jeder Tag hat sein ganz eigenes, unerwartetes Ereignis, das dem Ganzen immer wieder eine andere Wende gibt und uns immer wieder in Erstaunen versetzt. Unfassbar hat sich die Situation in den letzten Tagen verändert. Mein Hirn hat Mühe, den Ereignissen zu folgen, geschweige denn, die Konsequenzen davon zu verstehen.

Der Nachrichtensprecher sagt zum hundertsten Mal in den letzten Monaten: «Die Lage eskaliert! Dieser Anschlag hat die rote Linie überschritten!» Und ich frage mich, wie viel Eskalation und rote Linien so ein Konflikt eigentlich verträgt. Explosionen ereignen sich in Nablus, in Tel Aviv, in Jerusalem, in Tulkarem, in Jenin, auf unserem Weg nach Hause, auf unserem Weg in die Westbank, auf unseren Wegen in die Dörfer, auf unserem Parkplatz, wo wir samstags das Auto abstellen, wenn wir essen gehen, an unserem Strand, wo wir sonntags liegen und versuchen zu vergessen, dass Bomben explodieren, überall und immer öfters. Auf jeden Anschlag folgt ein Gegenanschlag, dann explodieren Geschosse auf unserem Weg in die Stadt und in die Nachbarstädte. Sie töten diejenigen, die verantwortlich gemacht werden für die vorangehenden Anschläge. So nimmt der Wahnsinn kein Ende, die Leidtragenden sind immer unschuldige Zivilpersonen, die verletzt oder getötet werden.

Jeden Tag sammeln wir Tote. Nicht wirklich, aber wir erfassen Namen, Identitätskartennummern, Geburtstage, Todesumstände all derer, die umgekommen sind. Jedes Dorf hat seine Leidensgeschichte und wir erinnern uns an die Dorfnamen mittels Tragödien. In diesem Dorf starb die zweijährige Nina, erschossen im Auto auf dem Weg ins Spital, hier die Krankenschwester auf dem Nachhauseweg, hier der 70-Jährige, verkannt als Sicherheitskraft der feindlichen Autorität wegen seines blauen Pullovers und der Wollmütze. Hier der angebliche Spion, hingerichtet durch Scharfschützen.

Tote gibt es in diesen Tagen viele. Einer hier, vier da, zwei dort. Sechs auf einmal, drei nacheinander, zwei Brüder, der Vater, die Tochter, der Sohn. Manchmal haben sie ein Gesicht, in Form eines farbigen Märtyrer-Bildes, das in den palästinensischen Gebieten zu Dutzenden von den Wänden blickt, manchmal haben sie ein wirkliches Gesicht, weil wir ihnen bereits einmal begegnet sind. Das sind die Schlimmsten. Der Soldat am Checkpoint, der Gefangene, Wissams Freund, der Journalist, mit dem wir uns gestern noch unterhielten, der Ladenbesitzer von nebenan. Dann bleiben die Gedanken an diesem einen Gesicht hängen, dann reißt das bunkerdicke Fell um uns herum auf und für ein paar Minuten werden uns die ganze Gewalt, der Wahnsinn und das Leiden bewusst. Meistens aber halten wir unsere Toten nur in den Rapporten fest und möglichst aus dem Gedächtnis fern. Werde ich mich jemals an all diese Erschossenen gewöhnen, wie ich mich an Krebskranke und Sterbende im Spital gewöhnt habe? Oder besteht doch ein grundlegender Unterschied zwischen Krankheit, Naturkatastrophen und «Man-made-desaster», durch Menschen verursachte Tragödien?

Ab und zu rufe ich zu Hause an und versuche, einen ganz kleinen Teil des Wahnsinns in Worte zu fassen. Dabei verschweige ich jedoch, wie stark mir der Schrecken im Nacken sitzt. Ruhig, distanziert, leicht belustigt erzähle ich, was rund um mich herum geschieht, so als erzählte ich von meinem Wochenendausflug in die Berge. Die Betonung lege ich auf die interessante Arbeit, wie spannend und eindrücklich alles ist. Ich will niemanden beunruhigen, schon gar nicht meine Mama. Das Täuschungsmanöver gelingt mir meistens, glaube ich zumindest. Der Preis dafür ist, dass ich alleine bleibe mit meiner Angst, meinem Entsetzen, meiner Trauer. Einer meiner Freunde ist hartnäckig, er will sich nicht täuschen lassen, doch ich kann nicht zugeben, wie ich mich wirklich fühle. Das Grauen und die Angst in Worte fassen hiesse, ihm einen Namen zu geben und sich der ganzen Verrücktheit bewusst zu werden. «Wenn du schon nicht nach Hause kommen willst, dann halt wenigstens die Klappe und deine Birne runter!», sagt er bekümmert.

Noch nie war ich in meinem Leben derart herausgefordert. Doch noch nie waren meine Aufgaben so vielfältig und so spannend. Ich komme kaum dazu, mir überhaupt bewusst zu werden, was im Moment alles in einem einzigen Tag passiert. Die Überbeschäftigung lässt uns die Angst vergessen, die uns bei jedem Schritt im Nacken lauert.

Plötzlich habe ich das Gefühl, dass ich sehr nahe am Leben bin – und auch am Tod. Alles Wesentliche unterscheidet sich vom Unwesentlichen. Eine Dankbarkeit macht sich in mir breit. Dankbarkeit über das Leben, mein Sein hier und jetzt und das Glück, die Schweiz als meine Heimat zu haben. Nur kurze Zeit später überflutet mich Trauer. Trauer über das

Leiden dieser Menschen, Trauer über diese unnötige Gewalt. Dieses Wechselbad der Gefühle wird von nun an Teil meines Alltags sein. Meines Alltags im Krieg.

Tote in Einzelteilen

Ein Mitglied der Regierung wird am frühen Morgen tot ausserhalb der Stadt aufgefunden. Die Palästinenser schwören Rache. Eingehüllt in die palästinensische Fahne wird der leblose Körper auf einem Holzbrett durch die Strassen zum Friedhof getragen. Tausende von Menschen begleiten den Trauerzug. Viele sind verummmt und schwenken Fahnen.

Ich stehe mit Wissam am Strassenrand neben einer der zehn Ambulanzen des PRCS, des Palästinensischen Roten Halbmonds, während die aufgebrachte Menge an uns vorbeizieht. Ihr Ziel sind die gepanzerten Fahrzeuge der israelischen Armee am Rande der Stadt. Sprechchöre durchschneiden die Luft. Einige der Bewaffneten feuern in die Luft. Eine gewaltige Welle von Emotionen trifft mich. Die aufgeladene Stimmung, die Erwartung auf das Kommende und die Angst erzeugen ein Gefühl höchster Anspannung. Das Adrenalin pulsiert durch meine Adern. Wir sind bereit, wie immer, wenn Konfrontationen drohen. Alle Freiwilligen des PRCS sind mobilisiert und wir harren gemeinsam der Dinge, die da kommen.

«Wo fliegen eigentlich die Kugeln hin, die in die Luft gefeuert werden?», frage ich einen Freiwilligen des PRCS.

«Die bleiben wohl irgendwo im Himmel hängen», meint er lakonisch. Glücklicherweise sind die Ahnungslosen. In den nächsten Jahren werde ich die sofortige Flucht ergreifen, sobald jemand auch nur einen einzigen Schuss abfeuert. Zu viele Tote und Verletzte habe ich erlebt durch diese Unsitte des In-die-Luft-Schiessens. Nicht hängen bleiben die Kugeln im Himmel, sie werden durch die Anziehungskraft um ein Zehnfaches beschleunigt und fallen logischerweise auf direktestem Weg vom Himmel zur Erde zurück. Treffen tut es immer die Falschen, zum Beispiel die, die wie ich ahnungslos dastehen und sich fragen, was wohl mit den Kugeln im Himmel passiert, oder die, die sich die Frage nicht einmal stellen.

In sicherer Distanz zur Frontlinie errichten wir zusammen mit dem PRCS das Feldspital, in das die Ambulanzen später die Verletzten bringen werden. Dort erhalten sie Erste Hilfe, bevor sie in die verschiedenen Spitäler der Stadt verteilt werden.

Immer mehr vorwiegend junge Männer gehen an uns vorbei. Die ersten Reifen beginnen zu brennen. Der Rauch beisst in den Lungen. Am Ende der Strasse tauchen die gepanzerten Jeeps der israelischen Armee mit eingeschalteten Scheinwerfern auf. Die Menge heult auf. Der Kampf hat begonnen. Die Männer sind nicht mehr zu halten. Wie in Trance rennen sie auf die Armeefahrzeuge zu, kaum eingeschüchtert von der überlegenen Feuergewalt ihres Gegners. Kinder, nicht älter als zehn, zwölf Jahre alt, schliessen sich den Männern an.

Als der erste Schuss fällt, geht ein Schrei durch die Menge. Die erste Ambulanzsirene heult auf, der Krankenwagen rast heran, kommt nur knapp vor der aufgebrachten Menge zum Stehen. Wir versuchen, die Menge vom Eingang des Feldspitals fernzuhalten, damit

der Verletzte hereingebracht werden kann. Zusammen mit den Freiwilligen des PRCS bilden wir einen Kreis, haken uns gegenseitig ein, doch die Menge ist stärker. Die Ambulanz hat Mühe, die Türe gegen die Menschenmasse zu öffnen. Jeder will einen Blick auf den Verwundeten erhaschen. Kennt man ihn? Wie schwer hat es ihn erwischt? Er liegt auf dem Bauch auf der Bahre, die Hose aufgerissen. Eine Kugel steckt im Oberschenkel, er blutet stark. Bevor er eine Infusion gesteckt bekommt und die Wunde komprimiert wird, nähert sich die nächste Ambulanz mit heulenden Sirenen. Sie bleibt nicht stehen, sondern braust weiter. Die Menge stiebt im letzten Moment auseinander. Im Innern liegt ein Schwerverletzter, der direkt in eines der Spitäler gebracht wird. Befindet sich ein Toter in der Ambulanz, dann hält sie kurz vor dem Feldspital an, die Sanitäter öffnen die Türe und die Menge schreit «Allahu akbar! Gott ist gross!», bis die Ambulanz wieder losfährt und hinter der nächsten Biegung verschwindet.

Dieses Szenario zieht sich über die nächsten Stunden hin. Mütter tauchen im Feldspital auf, suchen nach ihren Kindern, fragen, ob jemand einen Jungen namens so oder so gesehen hat, in diesen oder jenen Kleidern. Angsterfüllt erkundigen sie sich, wer und wie viele Verletzte bereits in die Spitäler gebracht wurden. Sie konnten die Jungen nicht halten zu Hause, doch dies hier ist kein Spiel. Einige von ihnen kostet es das Leben. Manche von ihnen betreuen wir im Feldspital, bevor sie wieder aufstehen und sich erneut davonmachen. Nicht nach Hause, sondern Richtung Front, den Verband am Körper wie eine Trophäe.

Irgendwann verschiebt sich die Front und das Schiessen klingt immer näher, bis wir plötzlich Gefahr laufen, im Mittelpunkt der Konfrontationen zu stehen. Wir beraten, ob wir das ganze Feldspital nicht besser abrechen und weiter weg verschieben sollen. Bei jedem Schuss hechten die Menschen hinter mich. Die ganze Situation droht ausser Kontrolle zu geraten. Die Männer umstellen plötzlich mein Auto und beginnen, auf das Dach einzuschlagen. Wissam erklärt mir, was sie von uns fordern. Anscheinend gibt es Verletzte zwischen den Fronten und die Ambulanzen fahren nicht mehr, weil die Situation zu gefährlich geworden ist. Die Männer verlangen, dass wir die Verletzten holen. «Wir?! Wieso wir?», frage ich Wissam entsetzt. Er lächelt und gibt keine Antwort. Ein australischer Journalist rennt heran und sagt: «Meine Güte, noch nie im Leben habe ich so ein Chaos gesehen!»

Ich auch nicht, denke ich. Und noch nie hat mich jemand dazu aufgefordert, in so einem Durcheinander die Hauptrolle zu übernehmen und die richtige Entscheidung zu treffen.

Mittendrin kommt plötzlich aus dem Nichts ein blonder Jüngling in weiten, beigen Baumwollkleidern auf einem Pferd durch die Menge galoppiert. «Mein Pferd! Mein Pferd! Habt ihr mein Pferd gesehen?», schreit er uns auf Englisch zu. Der Junge gehört zu einer amischen Familie aus Amerika, die neben dem israelischen Checkpoint wohnt. Die aufgebrachte Menge hält kurz irritiert inne, wir schütteln den Kopf und der Junge reitet weiter. Eine Sekunde später schreit die Meute wieder auf uns ein: «Das Rote Kreuz soll die Verletzten holen! Das Rote Kreuz!»

«Wieso wir?», frage ich noch einmal. «Auf das Rote Kreuz schießt niemand», antwortet der Arzt des Roten Halbmonds. Das will ich aber nicht testen und wir versuchen, mit Hilfe